

Frankfurter Nachrichten

Begründet 1722

Intelligenz-Blatt

Begründet 1722

Nummer 252b

Freitag, den 11. September 1914

193. Jahrgang.

Von Montmédy nach Verdun.

Rings um Verdun.

Von unserem Kriegskorrespondenten im großen Hauptquartier.

Großes Hauptquartier, 6. Sept. *)

II.

Die Sache mit der kleinen Mariette aus Rouen und ihrem gefangenen genuesischen Detache hatte mich doch etwas nachdenklich gestimmt, denn schließlich haben wir alle einmal irgend jemanden damit zu ärgern gesucht, daß wir ihm von ganz imaginären Eroberungen erzählten und darauf erfahren mußten, daß die Gegenseite das gleiche Geschick aufpassen konnte. Nur mit dem Unterschiede, daß die Sache früher oder später mündlich wieder geregelt wurde, während ich wirklich etwas in Sorge bin, wie die Antwort auf den kleinen rosa Liebesbrief zustande kommen wird, den ich nun als Erinnerung an das schöne Montmédy in meiner Brieftasche trage. Aber es ist in diesen Augenblicken keine Zeit, darüber weiter nachzudenken, denn schon jesselt ein ganz absonderlicher Anblick unsere Aufmerksamkeit. Unter der feste hindurch führte bis vor einigen Tagen ein rund 1000 Meter langer Eisenbahntunnel, den die Franzosen vor der Uebergabe der Festung an beiden Seiten gesprengt hatten. Nun stehen auf der Höhe etwa 200 Mann der gefangenen genuesischen Besatzung unter der Leitung eines bayerischen Pionier-Unteroffiziers und graben im Schweiße ihres Angesichts den Tunnelzugang wieder aus. Das äußerst farbenfrohe Bild begeistert sowohl die Kameraden wie die Photographen unter uns und wird somit der Kochschüssel erhalten bleiben. Leider nicht auch die bayerischen Kraftfahrzeuge, mit denen der Führer der Kolonne die Höhen beobachtet, und die unmittelbar dem wegen seiner Urmüchigkeit beschlagnahmten Werke „Kraftwagen“ des schlesischen Stabunteroffiziers Diermanns Georg Queri entnommen zu sein scheinen. Jedes dem Tier- oder Pflanzenreich mit liebevollem Verständnis angepaßte Gleichnis schloß der Brant mit einem drohend herbeigehauchten „Qui vive!“ ab, lebensfalls in der Erinnerung an den guten alten Schulmeister in Löß oder Wiesbad, der die seinem Vokal unterstellten Hänglinge mit der Drohung einzuschüchtern pflegte, sie schon auf den „Qui vivo“ bringen zu wollen. Deutsche Tunnelarbeiter leisten diese Arbeiten, und auch hier wieder zeigte sich das wunderbar ineinander greifende Räderwerk unseres Generalstabes im hellsten Dichte. Denn nicht nur am der Wiederherstellung des Tunnels wurde gearbeitet, schon legte man drüben eine zweigleisige Umgebungsbahn an und mitten in der Stadt bedekten württembergische Pioniere mehrere Häuser ab, die der neuen Bohrtasse im Wege standen.

Dum-Dum-Geschosse.

Allein mitten in diese friedliche Arbeit hinein trat ein Feldwebel der 8te und wieder trübte die Aussicht zu. In ganzen Paketen verpackt hatte man inzwischen oben unter der ebenfalls sehr höflichen Menge aufgeregter Munition ausgeprägte Dum-Dum-Geschosse aufgefunden. Es handelt sich dabei um Gewehrpatronen älteren Modells, bei denen die Spitze des Kugelmantels abgeflacht und der Bleikern von der Spitze her trichterförmig ausgehöhlt war. Die Verwandlungen, die ein solches Geschöß erlangt, sind, wie ich mich im Trierer Lazarett selbst überzeugen konnte, geradezu entsetzlich, und es muß immer und immer wieder betont werden, daß die sogenannte Kulturaktion mit Bajonettschlacht, die nicht einmal von den Totentoten und Hexen angewandt worden sind.

Da diese Munition inzwischen auch in ganzen Rissen nebst einer Bohrmaschine auf Longwy gelandet worden ist, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie planmäßig von der französischen Armeeverwaltung für diesen Krieg ausgegeben worden ist, und es erscheint an der Zeit, an den neuen Kriegsminister und früheren französischen Sozialistenführer Millerand die Frage zu richten, ob noch weiterhin nicht nur deutsche Gewehrpatronen, sondern auch deutsche Arbeiter durch Dum-Dum-Geschosse verflämmt werden sollen. Was nützt uns die Liberté und Egalité, wenn die Fraternalité dabei ausgeklüftet wird?

Gefangene.

Unter solchen Gedanken kommen wir zur Mail von Montmédy. Sie ist von dem Stabe der in

der Stadt liegenden Truppen besetzt und von etwa 200 gefangenen Kriegen umgeben, die hier ihren Antransport nach einer deutschen Festung entgegensehen. Man hat sie nach und nach eingekammelt, als sie, vom Hunger getrieben, aus den umliegenden Wäldern heransgetreten waren. Unter ihnen befindet sich auch ein Major, der den mit einem golderschnürten Köppi bedeckten Kopf tief zu Boden senkt. Ueberhaupt ist zu beobachten, daß den fast durchweg sehr ehrgeizigen Leuten der Gegenseite die Gefangennahme außerordentlich nahegeht, und daß sie ganz apathisch werden, während unsere Jungen als Gefangene drüben verdrissen und trotz aufstretend und nur die Gelegenheit abwarten, um wieder auszurücken. Der im Deutschen sitzende Wanderrat, die gute Schulbildung, vor allem der Sinn für Geographie, der dem fast nie ins Ausland kommenden Franzosen abgeht, und schließlich die scharfe Beobachtung der Natur, alle diese Momente zusammen helfen dem deutschen Flüchtling dann sehr bald den Weg zur Truppe wieder zurückzufinden. Dann weiß der Held so grausige Geschichten von der schlechten Behandlung der Gefangenen und der vielgerühmten französischen Küche zu erzählen, daß sich jeder im Stillen gelobt, lieber tot, denn als Gefangener in Frankreich zu bleiben.

Wir verlassen nun das Tal der Giviere, kreuzen in rasender Fahrt die luffig dahin eilende Kolonne und kommen im Angesicht der weitläufigen Wälder von Woëvre nach Stenay, einem ansehnlichen Städtchen an der Mosel, die wir hier nach dem ersten Zusammentreffen in Stützpunkt zum zweiten Mal grüßen. Auf dem ganzen Wege posierten wir wieder lange Munitions- und Proviantkolonnen, die unsere vor Verdun liegenden Truppen versorgen. Auf der anderen Seite der Giviere stehen die leeren Gefährte zurück, und wieder konstatiere ich mit Vergnügen, daß z. B. die Wagen des Wogeburger Konsumvereins hier am Ufer der Mosel noch durch ihre auffallenden Aufschriften Mitglieder zu werden suchen, und daß eine stark-rührer Propaganda des Glaubens zu sein scheint, ihr Bier würde demnächst auch in Stenay Eingang finden. In Wirklichkeit enthalten natürlich alle diese Wagen Schanzkörbe, den um Stroh und ähnliche schöne Sachen. Merkt man nicht schon, wo Mars spricht!

Frankfurter in Stenay.

In Stenay geht es überaus geschäftig zu. In einem Hause am Markt hat sich bereits die deutsche Feldpost eingerichtet und verkauft die zu den Ansichtskarten erforderlichen deutschen Marken. Dabei ist die Stadt kaum 24 Stunden in unserer Besatzung. Mich treibt die Neugier durch die Stadt. Hier und da wird ein verschütteter Kopf sichtbar, aber bei meiner Annäherung zieht er sich sofort wieder ins Dunkel des Kellerbasses oder des Hundehohls zurück. Der „Prassien“ ist eben in der französischen Presse immer noch der Barbar, der den Leuten den Bauch aufschneidet, Kinder am Bajonet aufspießt und Pendants stiehlt. Dabei steht vor dem einzigen Juwelierladen der Stadt ein besonderer deutscher Posten, und wiederholt hörte ich unsere Soldaten den verunglückten Leuten hinter ihren verschlossenen Türen zu zureden, doch zu öffnen, da sie für gutes deutsches Geld keine Einkäufe machen wollten. Allein, wenn es nach diesen Leuten geht, kann man in Stenay verhungern, und so froh ich kurz entschlossen in einen dunklen Hausgang hinein, um mit irgend etwas meinen seit 3 Uhr früh leeren Magen um diese späte Nachmittagsstunde zu füllen. Da — o Wunder, es riecht so angenehm nach Kaffee, und ich höre unverfälschtes „Frankfurterisch“.

Mitten in einer hellbunten Küche steht ein niedriger Sergeant der geheimen Feldpolizei und sucht für mehrere Kameraden. Im Handumdrehen ist ein Frankfurter Rollschinken, herrliches Weibrot und ein Glas alten Burgunders da, um den halbverschmachteten Zeitungsmann zu stärken. Sogar ein frischgefangener Woadschiff soll daran glauben, als man hört, daß es heute für uns kein Mittagessen gibt, aber ich lehne ab, weil man so zu schwelgen sich förmlich schämen muß, zu einer Zeit, wo da draußen im heißen Sonnenbrande Tausende an derartige Sachen überhaupt nicht denken. Jede Begehung lehnen die Wackeren vom Wein mit Entrüstung ab, aber der Mutter Adresse bekomme ich von jedem freudig überreicht, als ich erkläre, ihr eine Zeitungszusendung mit diesem Reisebrief senden zu wollen.

Als sich kurze Zeit danach unser Automobilzug wieder in Bewegung setzt und wir an den schönen alten Gewerksäulen des Städtchens vorbeifahren, sehe, wer kauft da im Rahmen einer

Robentür auf: der Herr v. Januschau, fröhlich und guter Dinge, wie damals im Extrazug nach Kassel, und voller Genugtuung, daß er sein Ziel erreicht hat.

Ueber die Maas.

Nun geht es immer am Ufer der Maas entlang, aber Roussay nach Dun zur Meuse. Wieder genießen wir ein herrliches Stadtbild, aber sobald wir um die von einer zerhöhenen Kirche gekrönte Anhöhe herunterkommen, erblicken wir auch hier die Gruel der Verwüstung. Einer Verwüstung, deren sich die Franzosen selbst schuldig gemacht haben, da ihre Artillerie bei einem Ausfall aus Verdun zu niedrig schloß und dadurch fast den ganzen Ort zerstörte. Mitten in der Maas ruht die zerstörte Straßenbrücke. Doch schon haben auch hier wieder unsere Pioniere gute Dienste getan. Denn mit fast unermünder Geschwindigkeit haben unsere schweren Automobile über die von ihnen hergestellte Pontonbrücke fröhlich winken die in den Pontons sitzenden Mannschaften zu uns herüber, obwohl die Hitze fast unerträglich geworden ist und der Fluß ihnen nur geringe Kühlung bietet. Das Großartigste aber ist, daß für den Abend bereits eine elektrische Beleuchtung der Brücke montiert ist. Und immer noch rollen Munitions- und Proviantkolonnen an uns vorüber. Es ist hochinteressant, zu beobachten, wie weit die eine Seite der Straße dem Nachschub an Menschen, Pferden, Lebensbedürfnissen, Munition, Sanitäts- und Postpersonal dient, während auf der anderen all das abgehoben wird, was die Schloßfertigkeit der Truppen beeinträchtigen könnte, also leere Gefährte, eroberte Waffen, Munitions- und Lebensmittel, Verwundete, Gefangene, unbrauchbares Kriegsmaterial, abgefertigte Tote und unsichere Kantonsisten aller Art. Unter den letzteren beobachteten wir mehrfach Soldaten, die mit dem Lazarett noch nicht ganz fertig geworden waren. Auch in französischen Tornistern ist nämlich oft Zivilkleid gefunden worden, und es scheint, daß es sich hier um solche Verwandlungskünstler handelt, die nach dem belgischen Vorbild nach verlorenem Gefecht das friedliche Gewand des Bürgers anlegten, um dann noch etwas Franciscan zu spielen. Um ihnen das auszureiben, hatte man sie seit an die Transportwagen angebunden und wird wohl doheim wenig Umstände mit ihnen machen.

Die Artillerie in Bereitschaft.

Ein schönes kriegerisches Bild hatten wir dann noch, als wir kurze Zeit danach unserer schweren Feldartillerie begegneten. Wir haben die auf drei verschiedene Gefährte verladene Angeheuer von Mörsern, die vor wenigen Stunden noch Tod und Verderben gespieht hatten und schon wieder für Verdun in Bereitschaft gesetzt wurden. Mitten zwischen den eifrig wühenden und schweißenden Mannschaften aber stand ihr Häuptling und gab uns, mit dem Monocle im Auge, seine interessanten Erläuterungen, nicht als ob er in den nächsten Augenblicken vielleicht schon aus den vier gewaltigen Geschützen auf die Größe aus Verdun zu antworten hätte, sondern als ob es sich um eine Kofinoanunterhaltung handle. Diese famose Ruhe und Sicherheit wirkte hier geradezu verblüffend. Welchen Einfluß muß dieser Mann in der Stunde der Gefahr auf seine ganze Umgebung ausüben imstande sein! Und dann gleich in der Nähe eine unserer Luftschiffabteilungen. Auch hier ganz kühle Berechnung und absolute Ruhe in der Disposition.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle und genannten Zahlen und Angaben wiederholen, deren Eindruck es ist, daß so ein Beobachtungsschiff in 15 bis 20 Minuten nach dem Eintreffen der Abteilung nicht nur aufgefällt ist, sondern auch schon in 100 Meter Höhe schwebt, um durch Telephon und Signale eine Geschößwirkung beim Feinde zu melden. Sinnenreiche Vorrichtungen ermöglichen dann auch den Weitertransport des schwebenden Ballons selbst über Bäume und Telegraphenleitungen hinweg und schließlich gestattet eine überaus rasch wirkende Ankerwinde die Rettung des durch feindliche Geschöße gefährdeten Ballons. Am unversehrtesten aber wird mir die halbe Stunde sein, die ich dann noch auf dem Hof der Chango-Kaserne im Kreise unserer Offizierskammer verbringen durfte. Sie erzählten von ihrem am frühen Morgen über den Straßen von Paris vollführten Erkundigungsfahrt, als wenn sie von Döberitz nach Berlin geflogen wären, und ich mußte immer wieder davon denken, daß dieses junge Blut doch nur deshalb so gelassen sein kann, weil es dem Himmel schon alle Tage so viel näher ist, als der alten guten Mutter Erde.

Auf einem Schlachtfeld am Argonnerwald.

Und immer weiter ging unsere tolle Fahrt, bis sie schließlich zu Höhen des Argonnerwaldes bei Epinonville und dem brennenden Montsaumon ein sehr plötzliches Ende erreichte. Denn zum erstenmal in diesem Kriege fanden wir hier unmittelbar auf einem noch ganz frischen Schlachtfeld und den letzten Dingen dieses Lebens gegenüber. Erst eine und dann immer mehrere, schließlich hunderte von Leichen feindlicher Krieger lagen am schmalen Feldrain und drüben in den niedergelassenen Kaserfeldern, während in der Ferne unsere Truppen die letzten Reste unserer Braven bereits der kühlen Erde übergeben. In Gräbern zu je acht bis zehn Mann wurden sie beigelegt und meist zeigte ein schmuckloses Holzkreuz an, wo wieder ein paar Kapere ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Nach Möglichkeit wurden Feststellungen über Namen und Art getroffen und da hier nur Infanterie gewirkt hatte, so konnten eingehende Angaben an den Gefenstafeln und für die Hinterbliebenen gemacht werden. Ich hatte mir den Anblick eines modernen Schlachtfeldes weit großzügiger vorgestellt und war erstaunt über den fast friedlichen Gesichtsausdruck der durchweg von Kopfschüssen getroffenen Franzosen. Die vielfach noch kindlichen Gesichter machten den Eindruck, als ob der Tod im Schlaf gekommen sei und bei manchem mußte ich mich wirklich fragen, ob denn der Mann tot sei oder nur träume. Aber ein entsetzlicher Geruch, der einem das Atmen fast zur Unmöglichkeit machte, ließ mich die traurige Wahrheit erkennen und erschütterte wachte ich mich ab. Drüben auf der anderen Seite hatten schwarze Senegalesen gefämpft und hier sah man schon mehr verzerrte Gesichter. Besonders der Anblick eines riesigen Negers, der ganz in sich zusammengesunken lag und um dessen breitgeöffneten Mund mit dem produktvollen Geblüt ein unheimliches Grinsen spiegelte, wird mir unvergänglich sein.

An der Feuerlinie vor Verdun.

Jedenfalls war ich froh, als in diesem Augenblick unser Führer mit all der ruhigen Gelassenheit die unsere Generalführer nun einmal auszeichnet, konstatierte, daß wir uns ziemlich nahe den Kanonenschländen von Verdun befänden und daß bei einem etwaigen Ausfall wir nahe an der Feuerlinie wären. Alsobald waren die Motoren an unseren Wagen angeparkt und fort ging, den Berg hinab über Dannecoy an die Maas zurück und heimwärts über Dun. Auch Dannecoy mit seiner originellen Barockkirche stand in hellen Flammen, aber niemand dachte in diesem Augenblick ans Weiden, denn unsere braven Truppen standen in schweigender Erwartung des Feindes mit dem Gewehr in der Hand und dem Patronenfranz um den Hals. Trotzdem mußten sie unwillkürlich über die fragendsten Gesichter in unseren Wagen lächeln, denn die zwölftägige Fahrt durch den unüberdringlichen Staub der Inzidenz, der belgischen und französischen Landstraßen hatte uns alle vollständig untenlich gemacht und noch 48 Stunden später hat man das Gefühl, ein schönes Stück Frankreich mit samt einem vertrockneten Korb- und Brandgeruch überhaupt nicht mehr aus der Lunge herauszubekommen zu können. Noch weitere acht Stunden waren erforderlich, um uns in den Erdenwinkel zurückzubringen, in dem uns der Große Generalstab einlogiert hat. Und kaum, daß wir mehr tot als lebendig gelandet sind, kommt die Kunde, daß es nächstens wieder nach dem Norden in die Linie Maubeuge-Verdun gehen soll. Hoffentlich kommen wir gerade zu dem Fall einer der beiden gemächlichen Festungen zurecht, dann soll uns trotz aller Strapazen auch dieser Tag ein geeigneter sein.

Karl Schmeider, Kriegskorrespondent.

Entente-Sorgen

um die Türkei

Aufhebung der Kapitulationen.

Amliches Telegramm.

WTB. Konstantinopel, 11. Sept.

Aus Bejorgnis vor einem vermeintlichen Eingreifen der Türkei zugunsten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns haben

*) Genehmigung zur Veröffentlichung erteilt am 8. 9. 1914. N. N. des Oberbefehlshabers des Heeres (Gen.) von Rodersicht, Major im Großen Generalstab.
Siehe auch Nr. 252a der Frankf. Nachrichten.

